

Das Fluchthilfe-Netzwerk um Luise Meier und Josef Höfler Die Erinnerungen des jüdischen Lehrers Jizchak Schwersenz



Jizchak Schwersenz, geboren 1915 in Berlin als Sohn jüdischer Kaufleute, war jüdischer Religions- und Volksschullehrer. 1939 bis 41 war er Schulleiter an einer Berliner Schule. Im August 1942 entzog er sich der Deportation und lebte 17 Monate unter falschem Namen und ohne Wohnung in Berlin. 1943 leitete er die Jugendgruppe 'Chug Chaluzi', die untergetauchten jungen Juden im Untergrund Schutz bot. Als „Arier“ getarnt, verborgen von wenigen Mitwissern, teilen sie wechselnde Quartiere, übernachteten in Straßen und Parks, ordneten das bedrohte Leben durch Unterricht und religiöse Feiern. Die meisten überlebten. Schwersenz' Eltern wurden deportiert und von den Nazis ermordet. In seiner Autobiografie erzählt er vom Leben im Berliner Untergrund. Nach Schätzungen gab es in Berlin etwa 5000 Juden, die illegal und versteckt in Berlin lebten. 1944 entschied sich Schwersenz zur Flucht und wandte sich an Luise Meier. Ab 1953 arbeitete er in Israel als Lehrer.

Links: Jizchak Schwersenz beobachtet 1936 eine SS-Parade. © Wichern-Verlag.



Links: Schwersenz als Lehrer 1939. Rechts: nach der Flucht in Genf (rechts im Bild). © Wichern-Verlag

Treffen mit Luise Meier

(Eine Bekannte) „machte mich im Oktober 1943 mit Frau Hedwig Meyer¹ bekannt, von der man erfahren hatte, dass sie bei der Rettung von Juden in die Schweiz half. Als ich die vornehme Grunewald-Villa aufsuchte, öffnete mir eine kleine, liebenswürdige Dame in schwarzer Kleidung. Sie war schon über mich informiert und teilte mir nun mit, auf welche Weise sie mir helfen könnte. Nahe der Schweizer Grenze, in Singen am Hohentwiel (Baden), hatte sie Verbindung mit einigen Bauern² aufgenommen, die sie noch aus der Friedenszeit von ihren Reisen kannte, und hatte mit ihnen vereinbart, von Fall zu Fall jüdische Flüchtlinge zu schicken, die dann von den Bauern zur Grenze geleitet werden sollten. Sie zeigten den Flüchtlingen dort einen sicheren Übergang und bereiteten den Fluchtweg bis in die Schweiz vor.

Frau Meyer kündigte den Bauern die Ankunft eines neuen Flüchtlings durch ein besonders verschlüsseltes Telegramm an. Damals, als ich mit ihr sprach, hatte sie auf diese Weise schon etwa dreißig Menschen gerettet (...). Auf meine Frage nach den Kosten für die Rettungsaktion lehnte Frau Meyer ab: „Ich hatte zwei prachtvolle Söhne, die als Offiziere an der deutschen Ostfront eingesetzt waren. Beide sind gefallen. Neben der Trauer quält mich aber auch der Gedanke, dass sie, wenn mit Sicherheit auch gegen ihren Willen, durch die Umstände der Zeit vielleicht ebenfalls an Judenmorden beteiligt gewesen sein könnten. Ich möchte daher durch einen bescheidenen Beitrag etwas für die Rettung von Juden tun. Ich tue das Meine - ohne Entgelt.“ Andererseits musste sie mir erklären, dass die Bauern für jede Rettung bis zur Schweizer Grenze den Betrag von 6000 Mark forderten.

¹ gemeint ist Luise Meier.

² tatsächlich waren die Fluchthelfer Arbeiter. Vermutlich gab Frau Meier absichtlich falsche Informationen, um Josef Höfler und die anderen Fluchthelfer zu schützen.

Wie sollte ich nun dieses Geld aufbringen? Es war eine Riesensumme, allerdings wurden inzwischen auf dem Schwarzen Markt auch Lebensmittel und Kleidungsstücke bereits zu Hunderten von Mark gehandelt. Es gelang irgendwie, das Geld zusammenzubringen, aber nun kam das zweite Problem: geeignete Papiere. Frau Meyer war bereit, wenn alle Voraussetzungen erfüllt wären, für die gesamte Gruppe den genannten Fluchtweg vorzubereiten.

Hertha Wachsmann

Über einen Unteroffizier erhielt Jizchak Schwersenz einen gefälschten Reisepass für 4000 Reichsmark.

„Als ich einige Tage später wieder bei Herrn Strunck erschien, stellte er mir eine ältere Dame mit dem Namen Hertha Müller vor, die in Wirklichkeit Hertha Wachsmann hieß. Frau Wachsmann war eine aus Polen stammende Jüdin, die ihr Leben lang in Berlin gewohnt hatte. Bei der sogenannten „Polenaktion“ im Oktober 1938 waren ihr Mann und zwei Söhne, die sich in Breslau befanden, verhaftet und umgebracht worden. Sie blieb allein zurück, und es war beeindruckend, wie diese Frau nach allen Schicksalsschlägen noch die Kraft zum Untertauchen aufbrachte. Sie fristete ihr Leben getarnt als christliche Haushälterin, meistens bei einem Schneidermeister in Berlin. Es ist ein Wunder, wie diese korpulente, jüdisch aussehende und jiddisch sprechende Frau überhaupt durchgekommen ist; wir machten uns schnell bekannt und wurden bald vertraut miteinander.

Frau Wachsmann hatte sich ziemlich viel Geld zurücklegen können. Sie hatte bereits einen falschen Wehrmachtpaß von Herrn Strunck bekommen, der auf den Namen Hertha Müller ausgestellt war und sie als Funkerin bei der deutschen Luftwaffe auswies. Das war eigentlich äußerst unwahrscheinlich, aber tatsächlich wurden ja gegen Ende des Krieges alle möglichen weiblichen Hilfskräfte für militärische Aufgaben eingesetzt.

Ich besprach die Situation nun mit den Freunden. Wir waren uns einig, dass ich als erster den Weg ins Ausland antreten sollte, denn für mich als Ältesten (...) waren die Schwierigkeiten des illegalen Lebens am größten geworden. Zum einen wegen meines militärpflichtigen Alters, denn ich machte mich als Deserteur verdächtig, zum anderen wegen der besonderen Schwierigkeiten, als Erwachsener noch ein Quartier zu finden. Vor allem aber, weil ich auf der Fahndungsliste stand, was die ganze Gruppe gefährdete. In der Schweiz sollte ich dann, falls alles gut ginge, Geld und Papiere auch für die übrigen (Freunde) organisieren.

Frau Meyer hatte inzwischen erreichen können, dass die Bauern in Singen bereit waren, statt Bargeld meine vier Koffer mit Anzügen und Wäsche in Zahlung zu nehmen, denn solche Textilien besaßen damals einen großen Wert. So wurden die Koffer, die ich bei verschiedenen Helfern aufbewahrt hatte, abgeholt und mit der Eisenbahn als Frachtgut nach Singen vorausgeschickt. Das Geld für den Pass wurde von anderen Helfern aufgebracht; Frau Dr. Abegg zum Beispiel stiftete mir einen wertvollen Ring. (...)

Fahrt nach Singen

Am 12. Februar 1944 sollte ich zusammen mit Frau Wachsmann in Singeneintreffen. Ich reiste als „Ingenieur der Luftwaffe Werner Obst“. Die Vorbereitungen nahmen einige Zeit in Anspruch, die ich zum Abschiednehmen nutzte. Es war ein schwerer Abschied, denn niemand wusste, ob meine Flucht gelingen würde, und wenn ja, ob die Zurückgebliebenen nachkommen könnten. Wichtig war auch die Frage, was ich mitnehmen sollte. Ich wollte doch wenigstens einige persönliche Dinge (...) mit hinübernehmen, denn es war ungewiss, was mit den zurückgelassenen Sachen geschehen würde. Andererseits konnte ich mich und die ganze Gruppe gefährden, wenn man Papiere, Zeugnisse und die Briefe aus dem Chug Chaluzi³ bei mir fand. Ich wagte es dennoch und entnahm aus meinen bescheidenen Besitzgütern Zeugnisse, Berichte (...) Briefe und Fotos. (...) Auch von meinem Bestand an Wäsche und Kleidung wählte ich die wichtigsten Stücke aus; ich zog mich sehr dick an, um möglichst viel mitnehmen zu können: über die übliche Unterwäsche drei Hemden und zwei Pullover, ein Paar kurze und ein Paar lange Hosen, eine Jacke und einen dicken Wintermantel. Es war gar nicht leicht, sich in solcher Verpackung fortzubewegen, aber bei der Kälte war ich wenigstens genügend gewärmt.

Endlich nahte der Tag meiner Abreise. Arie Dawidowicz, der nur schon beim Übergang zur Illegalität beigestanden hatte, brachte mich zum Anhalter Bahnhof. Um 19.46 Uhr sollte der D-Zug abfahren, mit dem ich zunächst bis Augsburg reisen sollte. Wir verabschiedeten uns vor der Bahnhofssperre - vielleicht

³ Eine Gruppe jüdischer Jugendlicher, die untergetaucht waren und Jizchak Schwersenz geleitet wurde.

für immer. (..)

Frau Wachsmann war bereits früh nach Singen abgereist, und wir hatten uns für den nächsten Morgen dort auf dem Bahnhof verabredet. Wäre einer von uns im Zug als Flüchtling geschnappt worden, so hätte der andere ebenfalls leicht in Gefahr geraten können, denn wir besaßen beide eine von Herrn Strunck angefertigte Bescheinigung mit der vorschriftsmäßigen Reiseerlaubnis. Der Zug war überfüllt. Bis Augsburg konnte sich kein Kontrollbeamter durch die Waggons hindurchzwängen. Aber eine Stunde nach der Abfahrt blieb der Zug auf offener Strecke stehen. Wir sahen durch die verdunkelten Fenster das Aufleuchten von Flakgeschützen und hörten Bombermaschinen über uns. Normalerweise führen die Züge bei Luftangriffen weiter, diesmal standen wir, es war offenbar ein schwerer Angriff; eine aufregende halbe Stunde. Ich stellte mir vor, wie schrecklich es doch wäre, so kurz vor der Freiheit noch umzukommen - und obendrein durch eine Bombe der Alliierten, unserer Befreier!

Aber es passierte nichts, die Fahrt ging weiter, und völlig unbehelligt kam ich am frühen Morgen in Augsburg an, wo ich in den Zug nach Ulm umsteigen musste. Während dieser Fahrt musste ich meine Ausweispapiere vorzeigen, aber als der Beamte sah, dass er einen „Offizier der Luftwaffe“ vor sich hatte, ging er höflich grüßend weiter. Ich war froh, die erste „Probe“ ohne Unsicherheit überstanden zu haben. In Ulm stieg ich zum zweiten Mal um. Es war jetzt taghell, und ich schaute gedankvoll aus dem Fenster, kam ich doch hier nach sieben Jahren wieder an dem Ort Herrlingen vorbei, wo ich damals im jüdischen Landschulheim von Hugo Rosenthal recht glücklich gewesen war. Plötzlich legte sich eine schwere Hand auf meine Schulter. Ich wandte mich erschrocken um, und vor mir stand ein Beamter, der mit den Worten: „Heil Hitler, Ihre Papiere!“ meinen Ausweis forderte. Ich weiß nicht, wie ich es schaffte, ruhig und gelassen zu bleiben und ihm ohne Zittern meinen Wehrmachtpass zu überreichen, aber ich überstand auch das, und weitere Kontrollen erfolgten im Zug nicht mehr.

In Singen und Radolfzell

Während der Fahrt hatten mich ständig die Gedanken an Hertha Wachsmann gequält. War sie gut angekommen, hatte auch sie die Reise mit allen Kontrollen überstanden? War es ihr gelungen, die Bauern schon zu treffen und mit ihnen zu sprechen? Was hätte ich allein in einem fremden Grenzort tun sollen? Und was würde aus uns werden, wenn wir die Bauern verfehlten? Doch Hertha stand wohlbehalten auf dem Bahnsteig. Sie empfing mich freudig und niedergeschlagen zugleich: Sie hatte nämlich die Bekanntschaft mit den Bauern schon hergestellt, die sich aber weigerten, uns schon in der kommenden Nacht an die Grenze zu führen. Es war Schnee gefallen, und unsere gemeinsamen Fußspuren hätten den Rückweg der Bauern gefährden können. Außerdem mussten erst noch weiße Tücher und Laken beschafft werden, um unsere Gestalten in der hellen Winterlandschaft zu tarnen. Daher wollten uns die Bauern erst in der übernächsten Nacht an die Grenze bringen.

Welche Gefahr für uns, noch so lange in einem Grenzort zu warten. Es blieb uns nichts weiter übrig, als die nächsten 24 Stunden auf irgendeine Weise durchzubringen. Wir gingen durch die Straßen, mal in ein Cafehaus oder in ein Kino, doch ich kann mich nicht mehr entsinnen, was wir dort gesehen haben. Die Nacht mussten wir wohl oder übel in einem Gasthaus verbringen. Wir trennten uns wieder. Ich geleitete Hertha bis zu einem Hotel und fuhr dann die kurze Strecke nach Radolfzell am Bodensee, wo ich im Bahnhofshotel „Zur Sonne“ Quartier nahm. „Zur Sonne“ - welch ein verheißungsvoller Name. Aber wie unheimlich auch, ich kannte diese Gegend nicht und sah in der Abenddämmerung nichts als Nebel um mich her.

Es war bedrückend, dass die Gäste im Speisesaal sofort verstummten; sie hatten am Mantelrevers mein Wehrmachtsabzeichen gesehen und in der Manteltasche die SS-Zeitung „Schwarzes Korps“, die ich zur Tarnung bei mir trug. Ausgerechnet ich musste diesen Menschen als Repräsentant des Nazi-Regimes erscheinen, als Befürworter eines Terror-Staates auftreten, von dem sie sich vielleicht schon längst losgesagt hatten. Denn in den letzten Kriegsjahren gab es unter der deutschen Bevölkerung immer mehr Menschen, die Kritik zu üben wagten, wenn sie sich unbeobachtet fühlten.

Passkontrolle

Ich hatte etwa sechs Stunden geschlafen, als ich mitten in der Nacht, um vier Uhr, durch starkes Klopfen an der Tür geweckt wurde. Noch ganz verschlafen rief ich: „Ja bitte, was gibt es?“ Mit scharfer Stimme kam die Antwort: „Gestapo, sofort öffnen!“ Mit Herzklopfen sprang ich aus dem Bett und konnte vor Schreck nichts anderes denken, als dass schon alles schiefgegangen sei und ich nun im letzten Moment

noch entdeckt würde. Doch nach außen hin erwiderte ich mit einer mir unverständlichen Ruhe: „Sofort - bitte warten Sie, ich ziehe mich erst noch rasch an!“ Ich glaubte nämlich, mich angezogen sicherer zu fühlen und auch besser zu wirken. Vor allem hatte ich so auch noch einen Moment gewonnen, um meine Aktentasche mit allem verräterischen Inhalt unter das Bett zu schieben. Danach, mit raschem Griff, öffnete ich die Tür und sagte ebenso scharf: „Heil Hitler!“ Ich glaube bis heute, dass nur diese äußerste Verstellung mich in jener letzten Nacht auf deutschem Boden gerettet hat. Denn wenn ein „deutscher Offizier“ auch nachts um vier an nichts anderes als an seinen Führer dachte, so passte das ins Bild: ins Bild der Menschen, die sich selbst zu einer Marionette machten, „gestählt“ und „gehärtet“ bis zur Unkenntlichkeit. So kalkulierte ich und behielt recht.

Der Gestapo-Beamte wies auf meinen Pass, den ich in der Portierloge abgegeben hatte, und fragte, ob ich Werner Obst sei. Dann wollte er wissen, was ich hier in Radolfzell zu tun hätte. Glücklicherweise hatte mich Frau Meyer auf solche Fragen vorbereitet, und so erwiderte ich ruhig: „Meine Familie in Berlin ist ausgebombt worden, daher will ich für meine Angehörigen hier ein Notquartier bei Bekannten, bei Bauern in der Umgebung, besorgen.“ Auf weitere Fragen konnte ich sogar den Namen und die Adresse eines bestimmten Bauern in einem kleinen Dorf bei Singen nennen, den ich am Tag zuvor noch aus dem Telefonbuch ermittelt hatte. „Ich habe aber den letzten Bahnanschluss dorthin verpasst und übernachtete hier in Radolfzell.“ Der Gestapo-Beamte begnügte sich damit und ließ mich in Ruhe. Ich schloss die Tür und legte mich wieder hin, konnte aber nicht mehr einschlafen, denn ich fürchtete jeden Moment eine weitere Nachprüfung. Andererseits durfte ich das Gasthaus nicht zu früh verlassen, denn diese Eile wäre erst recht verdächtig gewesen. Ich nahm also später in aller Ruhe noch meinen Frühstückskaffee ein, den ich mit den letzten „Wehrmachts-Zuteilungsmarken“ bezahlte, und fuhr anschließend nach Singen zurück, um Frau Wachsmann abzuholen.

Grenzübertritt bei Beuren-Büssligen

Erst am Abend konnten wir die beiden Bauern treffen, die uns nun, mit Rucksack und Stöcken als Bergwanderer verkleidet, begleiteten. Wir mussten mit einem Personenzug noch eine Stunde lang in einen anderen Ort fahren, wobei uns die Bauern durch das Fenster eine erhellte Linie zeigten: die Grenzlinie zur Schweiz. Sie war damals bis zehn Uhr abends beleuchtet. Wie sonderbar war dieser Anblick. Ich dachte an die Stelle im Buch der Tora, wo Moses vom Berg Nebo aus das ersehnte Land zwar noch sehen, es aber nicht mehr erreichen kann. Immer wieder hatte ich panische Angst, so kurz vor der Freiheit doch noch verhaftet zu werden. Auf dem Bahnhof in Beuren-Büssligen angekommen, informierten uns die Bauern, dass wir nun einen Kilometer auf der Chaussee parallel zur Grenze zu laufen hätten, bis zum Dorf Büssligen. Auf dieser Chaussee fände stets eine Kontrolle statt; wir sollten dann das auswendig Gelernte hersagen von einem Besuch bei jenem Bauern, wo wir Unterkunft für unsere Familie suchten. Frau Wachsmann hatte für solche Fälle als meine Tante - Tante Hertha - zu gelten. Diese Kontrolle blieb wunderbarerweise aus.

In Büssligen wurden wir in die offene Scheune eines Bauernhauses geführt mit der Anweisung, dort zu warten, bis die beiden zurückkämen, denn sie selbst müssten jetzt erst einmal das Gebiet auskundschaften. Die halbe Stunde Wartezeit wurde uns zur Ewigkeit. Wir rührten uns nicht, wagten nicht zu sprechen oder zu husten, und bangten um die Rückkehr der Männer. Endlich Schritte – aber es gingen nur fremde Leute vorbei. Dann endlich doch die beiden Bauern, sie bedeuteten uns, still hinter ihnen herzuzugehen. Wir tippelten durch den Schnee, und sie brachten uns bis zu einem tiefverschneiten Obstgarten. Hier überreichten wir den beiden auf ihre Aufforderung hin unsere Pässe zur Rücksendung nach Berlin. Sie zeigten uns genau die Richtung des kurzen Weges, den wir nun allein zu gehen hätten, und ermahnten uns, nicht zu sprechen und die weißen Leinentücher umzuhängen. Nach einer halben Stunde waren wir schon an der Grenze. Mit einem kurzen Gruß und Dank verabschiedeten wir uns von den Bauern und zogen los.

In der Schweiz

Zunächst musste ein steiler Hang erklommen werden, da wir die Grenze am Berg überschreiten sollten. Auf halber Höhe - das deutsche Zollhaus lag bereits ein Stück unter uns, wir hörten in einiger Entfernung noch die Schritte des auf und ab patrouillierenden Postens - erklärte Hertha Wachsmann stöhnend, sie könne nicht mehr weiter. „Geh du allein. Du bist noch jung und wirst es schaffen. Ich aber habe nichts mehr zu verlieren.“ Ich war äußerst bestürzt, denn nie hätte ich es fertiggebracht, die Kameradin so kurz vor dem Ziel einfach im Stich zu lassen. Ich flüsterte ihr zu, dass sie jetzt nicht den Mut verlieren dürfe

und dass sie sich unbedingt noch einmal aufrufen müsse. Während ich die ermattete Frau zu ermutigen suchte, beobachtete ich unentwegt den deutschen Grenzposten. Man hatte uns angewiesen, notfalls durch den Schnee zu kriechen, falls die Deutschen auf uns aufmerksam würden. Tatsächlich sank die schwere Frau nun in den Schnee ein. Ich zog und schob sie weiter, nahm ihr sämtliches Gepäck ab, das sie liegenlassen wollte. Mühselig schleppten wir uns weiter.

Grenzstraße und Zollhaus entschwanden unseren Blicken, und nach einer weiteren halben Stunde dachten wir an den Abstieg. Aber wir fürchteten, noch nicht auf Schweizer Boden zu sein, denn wir hatten oft gehört, dass Flüchtlinge, die sich schon in Sicherheit glaubten, sich an der unregelmäßig verlaufenden Grenzlinie verirrt hatten und wieder auf deutsches Gebiet zurückgeraten waren. Man hatte uns davor gewarnt, in der Schweiz zu nah an der Grenze zu bleiben, denn Hunderte von illegalen Grenzübergängern waren von Schweizer Offizieren den Deutschen wieder ausgeliefert worden. Allerdings wussten wir nicht, dass die Schweizer Öffentlichkeit inzwischen heftig gegen dieses Verfahren protestiert hatte und mit einer Auslieferung nicht mehr zu rechnen war. Es war spät, die Grenze abgedunkelt, und die ganze Umgebung lag in tiefer Finsternis.

Irgendwann sahen wir von ferne ein Dorf vor uns. Langsam stiegen wir hinab, kamen zu den ersten Häusern. Ich bat Hertha, hinter einem Baum zu warten, um mich erst selber zu orientieren. Vorsichtig ging ich an das erste Haus heran und fand dort zu meiner unbeschreiblichen Freude ein Plakat des Turnvereins „Helvetia“ angeschlagen. Ich lief zu Hertha zurück, wir warfen die Leinentücher ab - wir standen auf Schweizer Boden und waren so glücklich, dass wir uns umarmten und küssten. Aus vollem Herzen sagte ich: „Gelobt sei Gott, der uns hat leben lassen und uns erhalten hat und uns erreichen ließ diese Zeit!“ Wir weinten dann bitterlich in Gedanken an alle, die wir verloren hatten.

Hertha Wachsmann und ich gingen Arm in Arm durch die helle Mondnacht in den Ort Thayngen. Ich hatte mir bereits in Nordhausen aus einem Schulatlas eine kleine Skizze abgezeichnet, um mich in der Schweiz orientieren zu können. Auch einen Kompass hatte ich bei mir. Wir waren zwar erleichtert, in der Schweiz zu sein, wollten aber noch in derselben Nacht über Schaffhausen in die Großstadt Zürich gelangen, um dort unter vielen Menschen besser untertauchen zu können. Wir hofften, dass dieses „Taucherleben“ nicht lange dauern würde, und nahmen uns vor, in Zürich so bald wie möglich zur dortigen Jüdischen Gemeinde zu gehen.

Aber es kam alles ganz anders. Gegen Mitternacht waren wir in Thayngen und bekamen dort tatsächlich noch einen Zug nach Schaffhausen. (...) In Schaffhausen stellte sich heraus, dass ein Zug nach Zürich erst am nächsten Morgen fuhr. Da der Wartesaal des Bahnhofs abgeschlossen wurde, wollten wir den Rest der Nacht in einer Straßenbahnwarte vor dem Bahnhof verbringen. So oft hatten wir eine „Straßennacht“ überstanden, sagten wir uns, das konnten wir nun auch hier.

In Schaffhausen

Aber wir hatten falsch gedacht. Wir hatten nicht mit der braven Bürgerlichkeit einer Schweizer Kleinstadt gerechnet, deren Straßen am Abend wie ausgestorben sind. Schon nach wenigen Minuten kam ein Polizist auf uns zu und fragte, was wir hier noch machten. Ich antwortete, in reinem Hochdeutsch natürlich: „Wir sind aus Zürich, haben den letzten Zug versäumt und warten jetzt hier auf den nächsten“. Aber welcher Schweizer würde in der Warte eines Bahnhofs übernachten? Der Mann glaubte uns also nicht und erwiderte ironisch: „ich werde euch schon ein Nachtquartier zeigen!“

Er brachte uns auf die städtische Polizeiwache, wo wir in barschem Ton verhört wurden. Wir versuchten, unsere Situation zu erklären, zeigten unsere jüdischen Kennkarten; aber die Lüge, zu der wir gegriffen hatten, wurde uns scharf vorgehalten, und man zweifelte nun auch in der Wahrheit. Es wurde uns alles abgenommen wie verhafteten Verbrechern, man nahm unsere Fingerabdrücke und fotografierte uns. Dann kam jeder in eine karge Zelle, und ich hörte nur noch Herthas Weinen.

Das war also unsere Aufnahme in die Schweiz. Welch bittere Enttäuschung, jetzt in einer dunklen Zelle zu sitzen, in der furchtbaren Angst, an die deutschen Behörden ausgeliefert zu werden, wie man es uns angedroht hatte. Wir saßen einige Tage im städtischen Gefängnis und wurden dann unter Polizeibewachung in das Kantonsgefängnis von Schaffhausen überführt. Wieder die gleiche Prozedur: Fragen, Verhöre, das Essen durch die Luke - wir blieben hinter Schloss und Riegel. Am meisten erregte mich die Frage: „Weshalb sind Sie hierhergekommen?“ Ich habe nicht begriffen, wie eine solche Frage möglich war. Neben dem Dritten Reich - hier diese Frage. Und das im Jahr 1944.

Wir fürchteten jeden Moment unsere Auslieferung, denn wir wussten noch nicht, und man sagte uns auch nicht, dass die schweizerische „Rückstellungspraxis“ durch das Einwirken der Presse, der Kirchen und einzelner Politiker inzwischen zurückgenommen worden war.

Am nächsten Nachmittag aber öffnete sich die Zellentür, und herein kam ein kleiner, älterer Herr, der freundlich lachte und zwei große Tüten mit Orangen in der Hand hatte. „Mein Name ist Gideon“, sagte er, „ich bin Präsident der jüdischen Cultusgemeinde Schaffhausen.“ Er war geschickt worden, um zu prüfen, ob wir wirklich Juden waren. Mit ihm konnte ich frei und offen sprechen und natürlich jeden Zweifel ausräumen. Herr Gideon ging noch einmal fort, um uns dann am Abend für zwei Stunden zu einem Essen abzuholen, dem ersten richtigen Essen nach Jahren, in einem Restaurant. Der Stadtpräsident von Schaffhausen, Herr Bringolf, hatte dazu eingeladen und kam persönlich.

Er entschuldigte sich im Namen des Schweizer Volkes für die Unbill, die uns von Seiten der Behörden widerfahren war und erklärte uns auch, wieso es dazu kam: „Wir konnten uns hier in der Schweiz nach allem, was man von den Vorgängen in Deutschland gehört und gelesen hat, nicht vorstellen, dass Juden dort überhaupt noch existieren; um so weniger, dass es einem von ihnen gelingen könnte, lebendig aus Deutschland herauszukommen.“ Es war ein beeindruckendes Gespräch, und wir wussten nun endlich: Uns kann nichts mehr passieren.

Am nächsten Tag wurden wir aus dem Gefängnis entlassen und in das Flüchtlingslager Ringlikon auf dem Uetli-Berg bei Zürich gebracht. Wir mussten in Zürich umsteigen und eine halbe Stunde bis zum Vorortbahnhof Selnau durch die Stadt laufen. Für Hertha und mich war dieser Fußweg wie ein Gang durch das Paradies: nirgends eine Ruine, nicht ein zerschossenes oder ausgebombtes Haus, gepflegte Straßen, gut angezogene Menschen, beleuchtete Läden, Kioske voll mit Obst.

Im Flüchtlingslager war es eng und bedrückend, aber wir waren in Sicherheit. Ich wurde wegen meiner körperlichen Schwäche zu leichten Arbeiten in der Poststelle eingeteilt. Einige liebe Menschen wie der Soldat Alois Gutzow, mit dem ich lange Schlittenfahrten zur Poststation unternahm, und Walter Günthard, ein Bewachungssoldat, halfen mir über das Schlimmste hinweg.

(Auszüge aus: Jizchak Schwersenz, Die versteckte Gruppe, Wichern-Verlag Berlin 1988, S.154-166.)

Arbeitsphase 1 (arbeitsteilige Gruppenarbeit)

1. Charakterisieren Sie nach den Aufzeichnungen von Schwersenz Luise Meier und Josef Höfler!
2. Arbeiten Sie heraus, was wir über die Motive von Luise Meier und der Familie Höfler erfahren!
3. Stellen Sie die Arbeitsweise des Fluchthilfe-Netzwerkes mit Hilfe einer Tabelle dar:
 - Welche Personen sind beteiligt?
 - Welche Stationen gibt es?
 - Welche Verkehrsmittel werden benutzt?
 - Welche Gefahren/ Risiken gibt es für die Fluchthelfer und die Flüchtlinge?

Fluchtstation	Ort/ Verkehrsmittel	Beteiligte Personen	Gefahren/ Risiken
1. Treffen bei Luise Meier	Wohnung Luise Meier	Luise Meier/ Jizchak Schwersenz	

4. Erläutern Sie die Schwierigkeiten, die Jizchak Schwersenz in der Schweiz hatte.
5. Stellen Sie Vermutungen an, warum die Schweiz gegenüber Flüchtlingen so restriktiv war!

Arbeitsphase 2 (arbeitsteilige Gruppenarbeit)

Gestalten Sie in arbeitsteiliger Gruppenarbeit

- a) einen kurzen Vortrag zu Ihrer Quelle und
 - b) ein Rollenspiel, ein Hörspiel oder einen inneren Monolog zu Jizchak Schwersenz´ Flucht!
- a) Der Vortrag sollte die wesentlichen Informationen aus Arbeitsphase 1 in etwa 2 Minuten präsentieren!
 - b) Zu einer besonders eindrücklichen Episode aus Jizchak Schwersenz´ Flucht sollen Sie ein kurzes Rollen-, Hörspiel oder einen inneren Monolog erfinden. Darin sollen Sie wesentliche Gedanken der Flüchtenden, gefährliche Szenen während der Flucht oder ein wichtiges Gespräch zwischen Lotte Kahle und den Fluchthelfern darstellen. Gehen Sie dabei von Informationen der Quelle aus! Die Präsentation Ihrer Darstellung sollte 3 Minuten nicht überschreiten!